

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kampf um die Heimatscholle. Erlebnisse eines Bauern im Kinzigtal

[urn:nbn:de:bsz:31-336020](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336020)



Kampf um die Heimatsscholle.

Erlebnisse eines Bauern im Rinzigtal

Mit einer langen Einleitung möchte ich mich nicht aufhalten, weil das, was ich zu berichten habe, die Geschichte meiner Existenz in der Nachkriegszeit darstellt; doch muß ich etwas weiter ausholen.

Im Jahre 1891 wurde ich als der älteste Sohn von drei lebenden Kindern eines Kleinbauern geboren. Den Weltkrieg habe ich als Infanterist von 1914 bis November 1918 in Frankreich mitgemacht. Dort wurde ich viermal verwundet und wegen Gehörverlust mit „dauernd untauglich“ und mit einer Monatsrente von 19,50 RM. aus der alten Armee entlassen. Schon im Jahre 1915 wurde der elterliche Haushalt aufgelöst. Die Mutter war schon lange tot und der Vater, schwer erkrankt, starb 1916 im Krankenhaus. Meine beiden Geschwister waren kaum aus der Volksschule entlassen. Vom Vormundschaftsgericht wurde mir das elterliche Anwesen mit einem Flächenmaß von sieben badischen Morgen um die amtliche Schätzung von 7900 RM. übertragen.

Seit dem Jahre 1915 wurden die Felder nicht mehr bebaut. Es blieb eben alles liegen wie es war. Nach meiner Rückkehr aus dem Felde war nicht nur nichts angebaut, es war auch alles, vom Hausgarten bis zum entlegensten Acker, schrecklich durch Quecken, Klatzmohn, Hahnenfuß, Dornen, Farn- und anderes Unkraut verwildert. An dem Wohngebäude selbst, das damals noch mit Stroh gedeckt war, wurden Sturmschäden nicht mehr ausgebessert. Regen und Schnee hatten an verschiedenen Stellen durch das Dach Zutritt in das Hausinnere und vom Sturm umgewehrte Obstbäume blieben einfach liegen. Wie eine Bergwiese ausgesehen haben mag, auf der mehrere Jahre die Maulwurfshügel nicht mehr verebnet wurden, kann sich jeder Landwirt ungefähr vorstellen! Was in jenen Jahren im Haushalt durch Rost verloren ging, kann hier gar nicht aufgezählt werden. Erwähnen will ich nur noch, daß mein Vater acht gute Mostfässer besaß. Nach meiner Rückkehr waren dieselben derart verschimmelt, daß kein einziges mehr zur Obstweineinlagerung gebraucht werden konnte. Es war eben niemand dagesewesen, der die Fässer eingebrannt und den Keller gelüftet hätte.

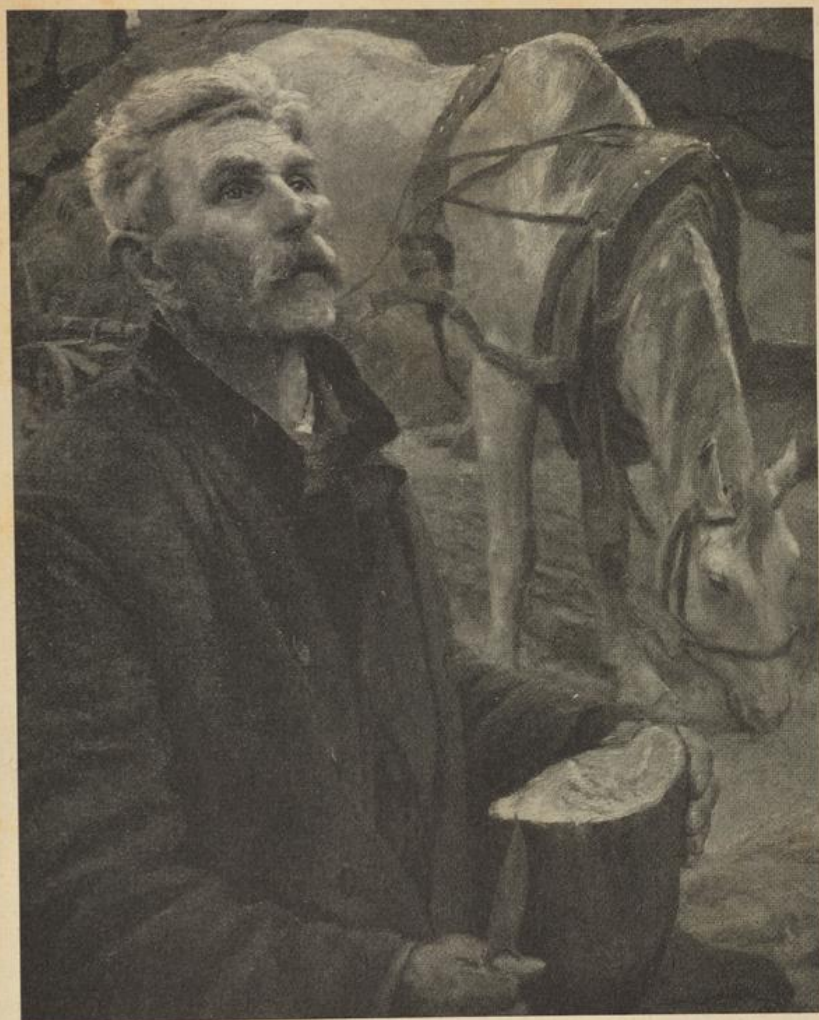
Mein erstes Wirtschaftsjahr 1918 und 1919 war mehr als trostlos. Die Nachbarn kamen allerdings durch den Krieg verhältnismäßig gut davon. Wo bei den Kleinbauern die Männer eingezogen waren, erhielten die Frauen Unterstützung. Auch wurden Kriegsgefangene zur Arbeit gestellt. — Bei mir sah es in dieser Beziehung anders aus. In der Haushaltung hatte ich weder Mehl noch Eier oder Kartoffeln, von Rauchfleisch gar nicht zu reden. Es fehlte eben alles: von der Weißrübe bis zum Schnittlauchstod und Sauerkraut. Zur Feldbestellung war kein Dung, auch kein Winter- und Sommersaatgetreide vorhanden. Saatkartoffeln fehlten ebenfalls. Handelsdünger war im Frühjahr 1919 auch noch keiner erhältlich. An Schulden waren aber über 4000 RM. Gleichstellungsgelder und die rückständigen Zinsen von drei Jahren vorhanden. Dazu kamen noch rückständige Krankenhausrechnungen von 1300 RM., rückständige Gemeinde-

umlagen mit allen andern Steuern und sonst noch vieles. Ein anderes Übel war noch die Zwangswirtschaft, durch die alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse für den Kommunalverband beschlagnahmt waren. Meine eigenen Vorkriegersparnisse von 800 RM. wurden damals restlos verbraucht für den Ankauf von Dünger, Haferfaatgut und Saatkartoffeln. Kostete doch im Frühjahr 1919 eine Fuhr Mist mit $1\frac{1}{2}$ Kubikmeter 25 RM.!

Die Saatkartoffeln mußte ich aus bis zu drei Stunden entfernten Ortschaften pfundweise zusammenhamstern. So kam es schließlich, daß 1919 etwa 25 Ar Hafer und 22 Ar Kartoffeln angebaut werden konnten. Das übrige Feld blieb weiter brach liegen. Um einmal die rückständigen Verpflichtungen abdecken zu können, habe ich dann sämtliche Kirsch- und Nusbäume gefällt. Das Abfallholz mußte mir das Brennmaterial abgeben, weil bei meiner Rückkehr auch keines mehr da war. Die Kirschbäume befriedigten schon seit 1906 nicht mehr im Ertrag, weil die Schrotschußkrankheit solches nicht mehr zuließ. Im Holz waren dieselben aber noch kerngesund. Eine Nachpflanzung von Kirschbäumen habe ich wegen der Schrotschußkrankheit bis heute nicht vorgenommen, und ich werde dies auch in der Zukunft nicht tun. Konnte ich mir durch den Verkauf von Kirsch- und Nusbäumen auch die dringendsten Abgaben, die Steuern und Zinsrückstände vom Hals schaffen, so war ich doch anderseits wieder genötigt, für notwendige Dachreparaturen und Anschaffung der elektrischen Beleuchtung (vorerst ohne Kraft) ein Privatdarlehen von eintausend Reichsmark aufzunehmen. Bis zum Schluß des Jahres 1920 habe ich weder einen eigenen Hausstand gegründet, noch eine weibliche Hilfskraft angestellt. Waschen und Flickern wurde verlohnt. Das übrige machte ich als alter Feldsoldat allein. Ende 1920 habe ich mich dann mit einer Nachbarstochter verheiratet.

Das Jahr 1921 verlief in den gleichen Bahnen wie seine Vorgänger. Nur hatte ich jetzt genügend Düng, und Handelsdünger konnte man kaufen, soviel man Geld hatte. Besonders letzteren habe ich auf Anraten der Wirtschaftsberatungsstelle (Landwirtschaftsschule), mit der ich allmählich zu tun bekam, in richtiger Zusammensetzung bei Kartoffeln ausgiebig angewendet. Über den Erfolg war ich selbst erstaunt.

Mein Vater war bestimmt kein schlechter Wirtschaftler; er hat gearbeitet von morgens früh bis abends spät, wie alle Nachbarn auch. Aber Saatgutwechsel und Handelsdünger, das waren ihm doch fremde Dinge gewesen. Das Kartoffelpflanzgut, welches ich nach Kriegsende in den Nachbardörfern zusammenhamsterte, bestand aus 15—18 Sorten; alles war durcheinander. Die Wirtschaftsberatungsstelle hat nun aber für mich das Saatgut bestellt. Es traf dann auch rechtzeitig ein und konnte bei denkbar bester Witterung in den Boden geschafft werden. Mein Vater pflanzte früher durchweg jedes Jahr 25—30 Ar Kartoffeln mit einem Ertrag von 2 bis 2,5 Zentner pro Ar. Die großen Kartoffeln reichten für den Haushalt, die kleinsten Knollen mußten zur Mast eines Schweines reichen. Die mittleren Knollen wurden jeweils wieder als Pflanzgut verwendet. Die Kartoffelernte 1921 brachte mir nun statt der üblichen 2 bis 2,5 Zentner gleich 6,80 bis 7,20 Zentner pro Ar! Bestand zu meines Vaters Zeiten die Mehrheit der Knollen aus kleinen, so waren es jetzt durchweg nur große bis zu 450 Gramm. Diesen Umstand habe ich nun dazu ausgenützt, Speisekartoffeln zu verkaufen.



„Täglich Brot ...“

Nach einem Gemälde von Ferdinand Staeger

Sind vom Feld die letzten Garben
heimgeborgen, Korn und Stroh, —
ehe die letzten Blüten starben,
mal uns du mit deinen Farben,
Herbst, die Welt noch einmal froh.

Braun die Birne, gelb die Quitte
und den Apfel mal uns rot!
Und in all der Farben Mitte
mal als goldnen Spruch die Bitte:
Gib uns unser täglich Brot.

Herbert von Hoerner (Aus „Gebichte“)

Der Erlös vom Mehrertrag reichte zur Beschaffung von Handelsdünger für 7½ Morgen Feld. Je nach der Bebauung wandte ich 40 bis 60 Pfg. heutigen Geldwertes pro Ar auf. Den Handelsdünger habe ich nun gleich nach Erhalt des Verkaufserlöses bezogen und in den verschimmelten Mostfässern, denen der obere Boden ausgeschlagen wurde, bis zum Frühjahr gelagert. Die Marktentwertung sorgte von 1922 bis Frühjahr 1924 dafür, daß die Einlagerung sich von selbst bezahlt machte. Diesen Umstand kann ich als einzigen Vorteil und Nutzen der Inflation für mich verbuchen. Kleine Reparaturen am Haus, im Vieh- und Schweinestall und die Beschaffung von allem möglichen, dringend notwendigen Hausrat kosteten für meine damaligen Verhältnisse und Einnahmen ein riesiges Stück Geld. Die Verunkrautung und Verwilderung der Felder aus der Kriegszeit war erst um das Jahr 1924 bis 1925 einigermaßen beseitigt. Diese Pflegemaßnahmen erforderten also immer wieder zusätzliche Arbeit. Kurz und gut: Die Inflationszeit ging zu Ende. Von den bestehenden Schulden konnte nur das von mir aufgenommene Privatdarlehen nach zwei Jahren abbezahlt werden. Die am Anfang dieses Berichtes erwähnte Sicherungshypothek blieb aber bestehen. Neuerungen und Verbesserungen größeren Ausmaßes mußten eben, trotz Papiergeldschwemme, wegen Geldmangels unterbleiben. Unglück im Viehstall und Krankheit haben von 1919 bis 1923 auch noch dazu mitgeholfen, daß mein wirtschaftliches Fortkommen ernstlich in Frage gestellt war. Es kommt beispielsweise in Kleinbetrieben, wo nur zwei Milchkühe gehalten werden, oft vor, daß beide Kühe zu gleicher Zeit trächtig werden. Infolgedessen entsteht dadurch vorübergehend Milchmangel im Haushalt. Um dem Mißstand abzuhelpen, hatte ich mich von einem Juden bereden lassen, eine Einstellkuh zu nehmen. Anfangs ging alles gut. Mit der Zeit aber zeigte es sich, daß das Tier ohne erkennbare Ursache hustete. Als sich die Sache verschlimmerte, mußte die Kuh aus dem Stalle. Die Wegschaffung der Kuh kam leider zu spät. Meine beiden anderen Kühe waren bereits von der Lungentuberkulose angesteckt und mußten bald notgeschlachtet und teils an die Kadaververwertungsanstalt abgeliefert werden. Es gab dann eine Entschädigung in Papiermark. Die Neubeschaffung der notwendigen Kühe konnte aber nur nach Goldmark vorgenommen werden. Welcher Ausfall dabei herauskam, kann sich ungefähr jedermann selbst ausrechnen!

Im Jahre 1922 wurden alle 20 bis 30%-Kriegsbeschädigten vom Staate mit einer Geldsumme abgefunden. Dieselbe betrug für mich 500000 RM. Es reichte gerade, um zwei elektrische Glühbirnen zu kaufen! Ich habe der Rente keine Träne nachgeweint, denn die letzte Rate hatte noch knapp gereicht, um eine Schreibfeder anzuschaffen. Der damalige Staat hatte eben für seine Kriegsinvaliden nichts übrig. Schieber und Drückeberger führten das große Wort. Mit dem Jahre 1924 kam die feste Geldwährung, man konnte wieder kalkulieren und mit festen Preisen rechnen. Auf meinem Anwesen waren immer noch die Gleichstellungsgelder meiner Geschwister als Sicherungshypothek eingetragen. Gesetzlich bestand eine 25%-Aufwertung, auszahlbar im Jahre 1932. Ich habe mit dem Vormund eine Aufwertung auf 40% und zahlbar innerhalb eines Jahres freiwillig vereinbart. Mit einer Bank trat ich deswegen in Verbindung. Nach einer Schätzung des Anwesens durch den Gemeinderat stellte mir die Bank dreitausend Reichsmark als



Am „Genslehorn“ auf der Reichenau

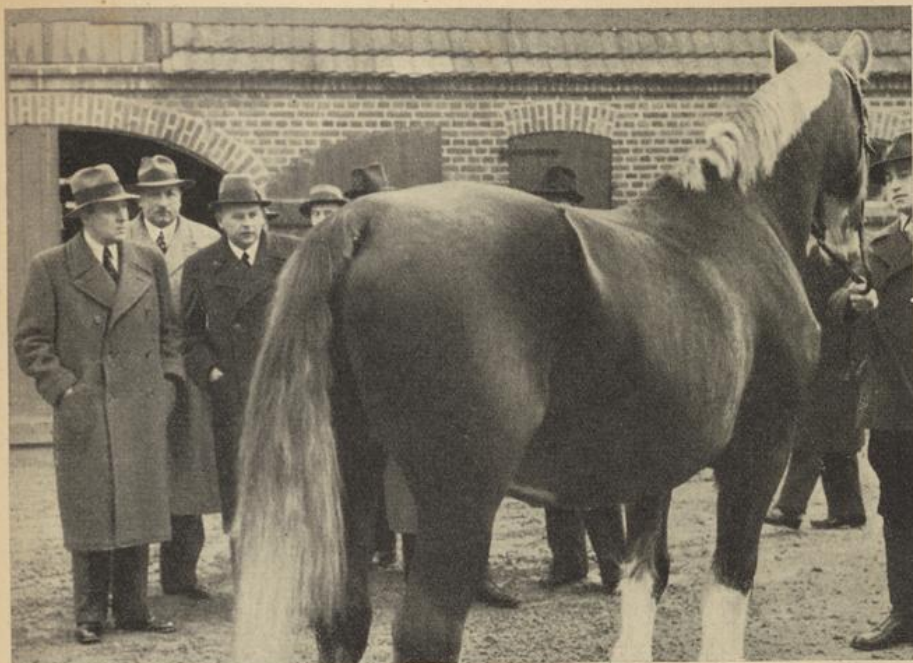
laufendes Konto zur Verfügung. Der Zinssatz betrug 18%! Nach Abfindung der Geschwister standen mir noch etliche hundert Mark zur Verfügung.

Während des Krieges brachten es meine Verwundungen mit sich, daß ich, jeweils wegen Gliederversteifung, längere Zeit in der Garnison nur arbeitsverwendbar war. Ich habe mich da meistens immer freiwillig zu landwirtschaftlichen Arbeitskommandos gemeldet, so in Westfalen, Wiesbaden und Mainz mit den umliegenden Ortschaften. Auch die verschiedenen Gebiete der badischen Heimat, das Murgtal, Weinheim, Baden-Baden und Heidelberg sind für mich bekannte Gegenden. In Heitersheim, in Müllheim und im Wiesental, bis in die Nähe des Feldberges, habe ich in 26 Ortschaften, teils vier, teils sechs Tage gearbeitet. Bei diesen Gelegenheiten habe ich die Erfahrung gemacht, daß fast überall viel intensiver gewirtschaftet wurde als es in meinem Heimatort der Fall war. Insbesondere fand dort der Obstbau größte Beachtung. Auf meinem Anwesen aber, so kann ich ruhig sagen, fehlte so gut wie alles, was man mit dem Wort „fortschrittlich“ zu bezeichnen pflegt. Die Felder waren zerstückelt und unpraktisch eingeteilt, die Zu- und Abfahrtswege fehlten gänzlich. Die Wiese war teils versumpft,

teils mit steinigten Erhebungen durchzogen, wie eben alle Bergwiesen von Natur aus sind. Mit Wagen und Vieh war dieselbe nicht befahrbar. Wollte ich nur bei meinen Verhältnissen überhaupt auf einen grünen Acker kommen, so mußte alles von Grund aus geändert werden. Vor allem mußten einmal richtige Zu- und Abfahrtswege hergestellt werden. Von einem alten Geometer erhielt ich ein Nivellierinstrument. Im Laufe von 12 Jahren habe ich auf meinem Anwesen über eintausend laufende Meter Wege neu erstellt. Da aber das Gelände einen Berghang darstellt und beiderseits des Weges keine großen Böschungen entstehen sollten, mußte oft viel Boden bergauf geführt werden. Heute sind meine Felder so angelegt, daß dieselben alle die Größe von 12 bis 18 Ar aufweisen und oben und unten einen Zufahrtsweg besitzen. Diese Zufahrtswege sind jeweils mit Querwegen verbunden, welche bei gleichbleibender Steigung zum Wohnhaus führen. Damit ich nun die Anlage richtig ausführen konnte, mußte ich mehrmals mit Nachbarn Grundstückskauf und -tausch vornehmen, teils mit, teils ohne Aufzahlung. Im Anfang wurde ich bei meiner Arbeit viel verlacht. Heute aber, nach 12 Jahren, da die Planung bis auf einen kleinen Rest beendet ist, werde ich gerade so beneidet.

Seit dem Jahre 1920 arbeitete ich mit der Wirtschaftsberatungsstelle bei der Landwirtschaftsschule. Ich wurde von dort mit manchem Rat und mancher Tat unterstützt, habe ich doch auf deren Veranlassung während 12 Jahren nicht weniger als 67 Versuche jeder Art durchgeführt. Die Versuche waren sehr mannigfaltig. Was sich bewährt hat, betreibe ich heute noch weiter. Besonders pflege ich den Saatgutwechsel und die zweckmäßige Verwendung des Handelsdüngers. Saatgutwechsel wird bei mir bei jeder Fruchtart alle vier Jahre ausgeführt. Im ersten Jahr kommen die Kartoffeln dran, im zweiten der Roggen, im dritten der Weizen und im vierten der Hafer. Dann geht es wieder von vorne los. Ich kaufe regelmäßig zwei Zentner Hochzuchtanzugut bei Kartoffeln, dann 40 kg Roggen, 50 kg Weizen und 50 kg Hafer in Sorten, die sich zur Zeit am besten bewährt haben und die von den Wirtschaftsberatungsstellen empfohlen werden. An Handelsdünger wird für 10 Morgen Feld im Wert von rund 200 Mark gestreut; zu Kartoffeln gebe ich Handelsdünger im Wert von ungefähr 70 Pfg. pro Ar, ebenso zu Runkelrüben, bei Halmfrüchten macht der Handelsdüngeraufwand etwa 40 bis 45 Pfg. pro Ar aus. Das Ernteergebnis bei Halmfrüchten ist heute das Doppelte, bei Kartoffeln das Dreifache, in guten Jahren oft auch mehr, als mein Vater herausgewirtschaftet hat. Sehr guten Erfolg hatte ich auch durch die Einführung der Wechselwirtschaft, wobei jedes Stück Feld drei Jahre mit Klee gras angefüllt und dann wieder vier Jahre mit Blatt- und Halmfrüchten bebaut wird.

Eine eigentliche Wiese besitze ich heute nicht mehr. Die ehemals versumpfte Wiese wurde in jahrelanger Arbeit entwässert und planmäßig eingeebnet. Da das Grundstück mit Obstbäumen bepflanzt werden sollte, war es nötig, daß die Rohrstränge Füllmaterial erhielten, um das Durchwachsen der Baumwurzeln in die Stoszfugen der Rohre zu verhindern. Verwendet wurden hierzu Geschirrscherben aus einer Steingutfabrik in 150 Fuhren zu 360 cbm. Der Grabenaushub diente zum Auffüllen von Vertiefungen. Da nun die ehemalige Wiese wie überhaupt alle meine Felder an einem ziemlich steilen Berghang liegen und es in trockenen



Der Reichsbauernführer
bei der Besichtigung eines vorbildlichen
Bauernhofes

Jahren Plätze gibt, die unter Dürre leiden, gab mir ein Wirtschaftsberater den Wink, ich solle das gesammelte Quell- und Sickerwasser nicht ungenützt weglaufen lassen, sondern die Stränge so legen, daß das gesamte Wasser in Stauweiern zusammengezogen werden kann. Die Fruchtfolge sollte ich dann so einteilen, daß immer ein oder zwei Felder zu Gras liegen, so daß dann das Wasser sehr gut benützt werden kann. Dieser Rat war sehr gut! Ich besitze jetzt vier ausbetonierte Stauweier an verschiedenen Stellen des Geländes. Diese Stauweier stehen zugleich durch Rohrleitungen mit zwei Sauchegruben in Verbindung, so daß, je nach Belieben, dem Grasland auch Sauche zugeführt werden kann. Über das ganze Gelände ist dann in 60 cm Tiefe eine Rohrleitung mit den entsprechend notwendigen Zapfstellen gelegt. Da die Stauweier betonierte sind, bleibt der Wasserstand immer derselbe. Zu- und Abfluß regeln sich selbsttätig. Es besteht keine Gefahr des Überlaufens. Die Be- und Entwässerung verlangte 4570 Drainagerohre von 8 bis 15 cm Lichtweite. Kostenpunkt mit Zement, Kies ohne Erdarbeit: rund 2000 RM.

Schon beim Arbeitsbeginn hatte ich die Absicht, das mir zur Verfügung stehende Gelände restlos für den Obstbau heranzuziehen. Ich war mir klar, daß die damals geübte Pumpwirtschaft und die zahlreichen Einfuhren landwirtschaftlicher Produkte aus dem Ausland auf die Dauer für uns Deutsche unmöglich

sind. Vernünftige Männer haben auch den Ruf nach deutschem Edelobst zu verstärken gewußt und ich war mir bewußt, daß eines Tages der Augenblick kommen mußte, der zur Umkehr zwingen würde. Ich habe deshalb alle Arbeiten mit Gründlichkeit ausgeführt, um vor allem auch in absehbarer Zeit keine Reparaturen notwendig werden zu lassen. Mein Vater hat mir zwar 37 tragbare Kernobstbäume hinterlassen; es waren aber Sorten, die nichts wert waren. Die Steinobstbäume habe ich gleich im ersten Jahre entfernt. Obstbau war eben in dieser Gegend vor dem Weltkrieg etwas Nebensächliches und von vielen als notwendiges Übel angesehen. In der Kriegszeit bekam ich aber die Einsicht, daß der Obstbau gerade für mich auf der so kleinen Scholle die einzige Möglichkeit bot, um mich auf ihr in der Zukunft ernähren zu können. Nun, ich habe die Sache gewagt und sie ist besser gelungen, als ich zu hoffen wagte, trotzdem das Gelände und die Bodenart manches zu wünschen übrig lassen. In den Jahren 1919 und 1920 habe ich bereits den größten Teil der Kernobstbäume veredelt und zwar durch Sorten, die einen hohen Marktwert haben, aber eine besonders intensive Baumpflege und Düngung verlangen. Die meisten Sorten haben gut eingeschlagen. Bis zum Jahre 1926 konnte ich natürlich kein Obst verkaufen; es reichte meistens nicht einmal für den eigenen Haushalt. So war ich im wesentlichen auf einen Nebenerwerb angewiesen. Endlich, im Jahre 1926, gab es das erste freie Geld, das dann allerdings für Neupflanzungen verwendet wurde. Langsam ging es nunmehr aufwärts, obwohl die schweren Jahre der Systemzeit uns Bauern und Landwirten sehr zusetzten und mancher der Verzweiflung nahe war. Die Arbeit an meinen Bäumen begann allmählich lohnender zu werden. Im Jahre 1928 konnte ich nahezu 20 Zentner bestens sortierten Obstes, das nach den neuzeitlichen Gesichtspunkten in Kisten verpackt wurde, zu einem recht befriedigenden Preis an den Mann bringen. Nun beschickte ich mehrere Ausstellungen, die mir namhafte Nachbestellungen und zahlreiche Preise für gute Sortierung und Verpackung dieses Edelobstes einbrachten. Nach jahrelanger Mühe und Arbeit habe ich es schließlich auf meinem Anwesen zu einem Baumbestand von rund 600 Kernobstbäumen gebracht. Die Hälfte von diesen sind Buschbäume. Da ich auf meinem Betrieb Wechselwirtschaft betreibe, verteilen sich die Bäume auf alle Grundstücke. Es liegt also keine Wiese ohne Baumbestand da, wie es sonst üblich ist. Außerdem sind nur die bekannten Massenträger zur Anpflanzung gelangt, die infolge ihrer überreichen Fruchtbarkeit keine großen Baumkronen bilden. Ein Abstand bei Hochstämmen von 12 Metern und ein solcher von 6 Metern bei Buschbäumen ist gerade recht. Übrigens wird in den Baumkronen überhaupt kein überflüssiges Holz geduldet. Deshalb ist der Abtrag infolge Beschattung nur ein geringer.

Nachdem im Jahre 1933 unser Führer Adolf Hitler die Macht in Deutschland übernommen hatte, konnte ich vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Denn bisher konnte ich wegen der Verbesserung meiner Wirtschaft noch kein freies Geld erübrigen. Durch Zukauf war es mir allerdings möglich, das Flächenmaß meines Grundstücks von 7,5 badischen Morgen auf 9 zu erhöhen. Auch die vollzogenen Neubauten und Reparaturen an dem Wirtschaftsgebäude erhöhten den Steuerwert von 3900 auf 12000 RM. Die Kulturmaßnahmen auf meinem Grund und Boden haben den Steuerwert der Liegenschaften um 4000 RM. erhöht. Teilweise besteht auch noch die Hypothekenschuld, die allerdings durch die national-



„Morgenstund hat Gold im Mund“

sozialistischen Maßnahmen wesentlich erträglicher verzinst werden muß. Den Viehstand konnte ich von zwei auf fünf Stück erhöhen.

So stehe ich nun heute am Wendepunkte meiner Existenz, deren Aufbau mir eine ungeheure Arbeit und ein zähes Aushalten abverlangt hat. Wohl bin ich mir bewußt, daß den Hauptnutzen aus allen meinen Verbesserungen erst mein Nachfolger gewinnen wird. Denn ihm sind alle die schweren Arbeiten und Ankosten aus den verflossenen Jahren erspart. Die Obstbäume sind dann alle in dem Alter, da auch der jüngste in vollem Ertrag steht. Was mir aber am meisten Befriedigung und Freude über meine Arbeit verschafft, ist das Gefühl und die Erkenntnis, daß wir Bauern einer besseren Zeit ins Angesicht sehen. Durch unsern Führer Adolf Hitler ist ein neues Volk aus uns geworden. Der Bauernstand ist geachtet und wieder als Grundlage der Nation anerkannt.

Durch den Kampf, zu dem unser Führer Adolf Hitler und unser Reichsbauernführer Darré uns Bauern und Landwirte aufgerufen haben, nämlich dem deutschen Volke die Nahrungsfreiheit zu erringen, sehe ich meiner Arbeit eine besondere Würde verliehen. Wenn wir Bauern und Landwirte nun alle immer mehr unsere Verpflichtungen in dieser neuen Zeit erkennen, dann werden wir langsam aber sicher jenes große Ziel erreichen, das uns gestellt ist. Aber was wir tun, das vollbringen wir ja nicht nur für unser Volk im ganzen, sondern auch für uns und unsere Geschlechter, die das Erbe ihrer Väter einmal in dem Bewußtsein übernehmen sollen, daß ihre Vorfahren ihre Pflicht getan haben.